

# DIE FACKEL

Nr. 253

WIEN, 9. MAI 1908

X. JAHR

## Die deutsche Schmach.

Berlin, 4. Mai: »Harden ist damit beschäftigt, die sofortige Verhaftung Eulenburgs an der Hand des Gesetzes zu begründen.«

Wenn ich mir von der entfesselten Tatsachenkanaille, die durch die deutschen Lande rast, Menschenopfer fordert und mit ihrem Brüllen die Musik des Gedankens übertönt, eine Gnade ausbitten darf, so wäre es die: von allen Worten, die ich seit einem Jahrzehnt gefunden, und die ungehört verhallt sind, weil es der deutschen Sprache bestimmt ist, an den Fängen der Rotationsmaschine stumm zu verbluten, von allen möge eines nur den Flug ins Weite nehmen, im Schweben stolz wie der preußische Adler, und wenn es niederfährt, eine Majestätsbeleidigung —: Das Wort von den Deutschen, die das Volk der Richter und Henker sind!

Denn in Deutschland gibt es keinen Beruf, in dem sie sich über allen bundesstaatlichen Zwist, über alle politische Parteiung, über alle Verschiedenheit von Kultur und Klasse so glücklich vereinten, und keinen Beruf gibt es, den sie alle so wenig verfehlt hätten, wie diesen. Ist einer Journalist, so schafft ihm eine Tat, ob der anderwärts einem Schlächter die 'Tränen über die Backen liefen, den Ruhm eines Schlachtensiegers. Ist einer ein Kaiser und weilt er fern der Heimat, so versäumt er es doch nicht, täglich seine Direktiven an den blutigen Schauplatz zu senden. Und zwischen den beiden ist Friede, denn es gilt einen Kampf gegen höhere Güter. Es gilt die große Parade der Sittlichkeit, bei der die Generale von den Feldwebeln wegen vorschriftswidriger Adjustierung getadelt werden. Es gilt das große Reinemachen der Bestialität, und da triumphiert zum erstenmal der Einheitsgedanke. Der Geisteskämpfer braucht sich nur unter die Straßenrufer zu stellen und mit einer von Woche zu Woche gesteigerten Deutlichkeit zu sagen, daß der sexuelle Habitus eines Flügeladjutanten von der vorgeschriebenen Uniform abweiche, und er geht durch alle Stadien eines patriotischen Martyriums als literarischer Heros leuchtend hervor. Aber wäre er zufällig Käsehändler, hätte er in seiner Kneipe Enthüllungen aus dem Geschlechtsleben eines Hochgestellten zum Besten gegeben und ginge die Kunde von Mund zu Mund, er wäre fortan der berühmteste Käsehändler. Die Sache will's! Das öffentliche Ärgernis, das in Deutschland entsteht, wenn zwei Leute ein Geheimnis miteinander haben, macht den berühmten, der es verriet, und der Schweinehund, der die Fenster eines Schlafzimmers aufgerissen hat, gilt für einen Lichtbringer. Denn die Sittlichkeit, deren Gebäude auf dem Lügengrund der Wahrheit steht, gehört zu den landesherrlichen Gütern der Demokratie. Sie war einst ein Vorurteil der höheren Stände, jetzt ist sie eine Überzeugung des Pöbels, der sie als Waffe

gegen die älteren Besitzer nützt. Es gibt keinen höheren Hochgenuß, als vor der Tür des Höhergeborenen kehren zu dürfen.

Und eine staatliche Gerechtigkeit, die zu solchen Genugtuungen hilft, ist wahrlich des Teufels! Der Grundsatz, daß allen gleiches Recht werde, bedeutet vor einer Demokratie, deren Triumphgeheul über jeden Sündenfall des Adels die fürchterlichste Strafverschärfung bietet, den klaren Vorsatz zum Justizmord. Die Demokratie feiert den großen Sieg der Gesetzlichkeit, denn hier bekundet der Knecht, daß er das gleiche Recht habe wie der Fürst, und spuckt ihn aus Überzeugung an. Wie ein Hiesl nach dem andern ersteht, um zu schwören, daß er vor fünfundzwanzig Jahren von einem Edelmann »mißbraucht« worden sei, das ist vor deutschen Gerichten ein »ergreifendes und überzeugendes« Schauspiel. Fünfundzwanzig Jahre haben sie's getragen, sind durch den Mißbrauch, den sie mit ihren Leibern vornehmen ließen, »vermögende und hochangesehene Bürger Starnbergs« geworden; — plötzlich sagt man ihnen, es sei ein unsittlicher Gewinn, dem sie ihre Wohlhabenheit danken, und im Nu sind die Gerichtsstuben und Redaktionen mit bayrischen Hieseln gefüllt, die sogar »Details« zu melden wissen. Leugnet er, sie mißbraucht zu haben, so sind sie »entrüstet«. Es ist eine sittliche Läuterung der soeben Enthüllten zu Enthüllern, die ganz Deutschland mit tiefer Rührung erfüllt. Sie brachen unter der Wahrheit zusammen und erheben sich zur Anklage gegen den Mann, der sie durch Wohltaten so schwer geschädigt hat. Aber lebten wir in einer freudigeren Welt, wir würden Tränen lachen über dieses Haxenschlagen der Gerechtigkeit, und würden mit naivem Staunen fragen, welcher andern Verwendung der Leib eines Knechts denn würdig sei, der sich fünfundzwanzig Jahre an dem Glück des Mißbrauchtseins wärmt, um im erreichten Wohlstand gegen den Beglückter zu zeugen. Der hätte am Ende sterben können und das Geheimnis wäre nie an jenen Tag gekommen, dessen Sonne im Grunewald über das deutsche Land aufgeht! Noch den Leichnam werden sie schütteln, um vielleicht doch ein bisher unbekanntes Detail herauszubekommen ... Wo ist der deutsche Adel? Wäre die Sittlichkeit nicht ein Fluch, der alle Zungen lähmt, die Freunde des alten Mannes müßten es durchs Land rufen, daß sie ihm ihre Teilnahme nicht entziehen, und müßten gegen eine Gerechtigkeit aufstehen, die soziale Privilegien mit dem Haß des Pöbels ausgleicht. Gegen den Wahn eines Rechts, das mit gleichem Maß zu messen behauptet, wenn es den Hohen wie den Niedern stürzt, und den Unterschied der Fallhöhe nicht bedenkt und nicht die vertausendfachte Schmerzhaftigkeit eines Sturzes, den die in den Niederungen johlend erwarten. So weit die deutsche Zunge reicht, lecken sie den Staub von einem Ritterstiefel, um bei gelegener Zeit ihm in die Ferse zu beißen. Es ist ein Otterngezücht, das im Schutz des Journalismus und aller Vorwände der Freiheit lebt. Es ist das moralische Kriechtier auf dem Boden der Tatsachenwelt, das zugleich ein Menschenglück vergiftet und die Phantasie einer Gesamtheit erdrosselt!

Was jetzt in Deutschland geschieht, ist ein Aufstand der Kammerdiener. So gut haben sie sich in zufriedenen Tagen nie bewährt, sich so offen nie als Domestiken gezeigt, wie jetzt, da sie sich verleugnen möchten. Von dem höchsten Repräsentanten der Unkultur bis hinunter zu dem Journalisten, der die ostelbischen Familien geistig ausschmarotzt und Moritz und Rina zuerst durch eine lächerliche Kopie kompromittiert hat, ehe er ihnen nachsagte, daß sie Blutschande treiben. Von dem Manne, der mit der Gebärde eines Herodes den Staub aufwirbelt, den seine Günstlinge von den Schuhen schütteln müssen, bis hinunter zu seinem seltsamen Jochanaan, der den Kot aufwirbelt, den sie von sich geben, und der seit Jahren abgehärmt in einer Zisterne haust, von

der man ursprünglich glaubte, sie sei ein Zettelkasten, die aber in Wahrheit ein Detektivbüro ist. »Wo ist er« — ruft es immer wieder von unten — »dessen Sündenbecher jetzt voll ist?« Und er sieht einen in einem Nachen auf dem See von Starnberg, wie er im Jahre 1883 zu den Jüngern redete. Er behauptet, es sei erweislich wahr, daß im Palaste die Flügel des Todesengels gerauscht haben. Sein Mund ist »wie der Purpur, den die Moabiter in den Gruben von Moab finden«, nämlich in der Gegend von Moabit. Nichts in der Welt ist so rot wie sein Mund. Aber wäre ich Salome, ich verlangte sein Haupt bloß um zu sehen, ob die Welt an Geist verlöre, wenn's auf der Silberschüssel liegt.

Dies Drama freilich hat einer geschrieben, von dem es bekannt ist, daß er normwidrig war. Und dafür hat er in der Treitmühle arbeiten müssen. Aber der feige Pöbel, der sich dort und damals zum Richtplatz der Sittlichkeit drängte, und der einen gefesselten Künstler bespötte, hat Anspruch darauf, um vornehmer Zurückhaltung willen gepriesen zu werden, wenn man das Bacchanale der Ordinärheit überblickt, das jetzt durch Deutschland tobt, dieweil ein zweiundsiebzigjähriger Mann mit geschwollenen Beinen im Bett liegt. Daß die Moralkanaille sich gegen das Gerücht empört, der über Nacht aus sozialer Höhe gestoßene Graf Lynar werde im Gefängnis nicht bloß mit Wasser und Brot ernährt, und daß sie sich nicht gegen das Gerücht empört, das Gnadengesuch des schwindsüchtigen Schusters von Köpenick sei abgewiesen worden, — es ist ein Mangel an Erbarmen, der eine Nation aus der Reihe der Kulturvölker streichen müßte. Wie aber wird man dem unbeschreiblichen Schauspiel gerecht, das sich jetzt zwischen einem Krankenbett und einem Kaiserthron abspielt und dessen Autor mit freudestrahlendem Gesicht die Tantiemen einstreicht, die die viehischeste Gesinnung dem Menschenjammer abgezapft hat? Wie faßt man es, daß in dieser weiten Arena, in der ein Sterbender ins Stiergefecht geschickt wird, kein deutsches Herz still steht? Kein Dichter das Volk beschwört, sich von dem Anblick des Grauens abzuwenden? Sondern daß sich Dichter finden, die das Blutopfer als Rehabilitierung des Schlächters feiern? Daß das Glücksgefühl, einen Fürsten bürgerlicher Verfehlungen überführt zu sehen, einen nationalen Bluttausch erzeugt, in dem die Wahrheit und die Sittlichkeit als besoffenes Paar auf dem Marsch zu einem Sterbelager torkeln? Es ist über alle Maßen entsetzlich! Und keine Ruhmestat deutschen Namens wird je die Schande wettmachen können, die ihm soeben angeheftet wurde. In Liebenberg haben die Treiber auf Befehl des kaiserlichen Gastes den Jagdherrn umzingelt. Preußische Geheimpolizisten brachten ein todwundes Edewild zur Strecke. Und ein deutscher Geheimpublizist »ist damit beschäftigt, die sofortige Verhaftung an der Hand des Gesetzes zu begründen«.

Bei Gott, die Arbeit eines Schriftstellers, für die er auf die Nachwelt kommen wird, wenn sie sich seiner Gedankenarmut und sprachlichen Qual wider Erwarten sperren sollte! Denn was nützt es, daß die Gemeindevertretung von Charlottenburg in Anerkennung der Verdienste, die sich der Mann unaufhörlich um das Vaterland erwirbt, beschlossen hat, den Text eines berühmten Gassenhauers umzuändern, und daß sie einen Herzenswunsch des Gefeierten erfüllt hat, wenn jetzt endlich gesungen wird: »Im Grunewald, im Grunewald wird die zwischen Baumrinde und Mark gebettete Masse vergantet«. Das ist erfreulich, aber kein Dokument seiner Sprachkunst, sondern nur das Gedenken seiner Tatkraft wird seinen Namen kommenden Geschlechtern überliefern. In Deutschland, wird es heißen, war es im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts möglich, daß ein Mann, der die Feder führte, nicht nur dem Wüten einer paraphraisierten Sittlichkeit Vorschub geleistet, sondern sich auch in je-

der Woche der Erfolge einer Razzia gerühmt hat, an der er zwischen den Polizeihunden »Edith« und »Ruß« teilnahm. In Deutschland war es möglich, daß ein Schriftsteller stolz auf die Ergebnisse von Untersuchungen war, die er im Bunde mit schlichten Erpressern aus dem Volke, mit Milchhändlern, Fischerknechten, Wachtmeistern und Detektivs vornahm. Daß er nicht bloß ausgesprochen hat, »was ist«, sondern daß infolgedessen auch geschah, was er ausgesprochen hat. Daß er einem Kläger das Recht bestritt, über »Regungen, die nie über die Schwelle seines Bewusstseins krochen«, vor Gericht auszusagen, aber selbst immerzu über die Schwelle eines fremden Bewußtseins gekrochen ist und über die Schwelle fremder Schlafzimmer. Daß er sich auch in der Gemeinheit als den Vollstrecker eines großen politischen Testaments gebärdete, wodurch wir also erfuhren, daß ein Bismarck bei Lebzeiten den Fürsten Eulenburg zwar für einen politischen Schädling gehalten hat, aber zu viel Achtung vor dem menschlichen Wert des Mannes hatte, um sich der unseligen Verwirrung seiner Geschlechtstriebe im politischen Kampfe zu bedienen und um eine Henkerarbeit zu vollziehen, mit der er den nächsten besten journalistischen Handlanger hätte betrauen können. In Deutschland war es möglich, daß sich ein Denunziantentum, neben dem die erwiesene Päderastie eine geistige Leistung ist, als eine Tat der Feder ausschrie. Daß einer den Strangulieren der ursprünglichsten Menschenrechte geholfen, aber in einem Winkel seiner Zeitschrift heuchlerisch die Kultur protegirt und sich von einem gesinnungslosen Literatenpack Absolution geholt hat; daß er dem Kehrbesen des Polizeigeistes kommandierte und sich für einen Märtyrer des freien Wortes ausgab; daß er sich einen Krieger des Geistes nannte und in jeder Woche die Verurteilungen und die Selbstmorde in der Armee zählte, die die Folgen seines Kampfes waren ... Dies wird von der Kreuzung aus einem Metzger und einer lächerlichen Präziosen auf die Nachwelt kommen, wenn mein Wort längst im Lärm der Rotationsmaschinen verhallt sein wird. Ich bekenne, daß mein Haß der Ausbruch des durstigen Neides ist!

*Karl Kraus.*



## **Pornographie.**

Die Wirksamkeit des Christentums hat zu einer sehr gefährlichen Verinnerlichung des Menschen geführt. Das Christentum hat die sogenannte Seele erfunden: ein unterirdisches, trübes, brodelndes Gewässer, das alles verschluckt, was von außen in seine Tiefen fällt. Im System des christlichen Lebens, in das auch der Nichtgläubige eingesponnen ist, dringt jegliches Erlebnis nach innen, unbekanntem Abgründen zu, und dient nur dem Zwecke, die Seele zu nähren. Im vollendeten Christen ist die Seele so übermächtig, daß ihm die natürliche Reaktion, die Antwort auf einen Reiz durch eine Handlung, beinahe versagt ist. Das Reich der Tat hat keinen Platz im Reich der Seele, die, einem geschwellten Strome vergleichbar, mit sich fortreißt, woran sie rührt und in einen Schlund versinken läßt. Scheinbar spurlos und für immer. Aber diesem Schlund der Seele entsteigt alles wieder, was in ihm verschwunden schien. Es ist allerdings nicht das Leben, das hier aus Gräften aufersteht,

sondern ein Gespenst des Lebens, seltsam verwandelt, entwirklicht und von unirdischer Farbe. Unbedenkliches Handeln ist dem Christen verwehrt, es ist gefährlich, es könnte die Versündigung in sich schließen und das Heil der Seele verwirken. Was sich aus der Seele nach außen durchringt ist Begierde und Phantasie. Die Seele saugt dem Lebenswillen das Mark aus und verwandelt ihn in ziellose, phantastische Begehrlichkeit. Das Reich der Seele ist nicht von dieser Welt, es ist ein Reich gedankenblasser Phantasie, ein Himmelreich. Es scheut das Tageslicht, es liebt dämmerige Kirchenschiffe und haßt die Wirklichkeit. Das Reich der Seele ist ein Reich der Masken, und es ist manchmal schwer, die schattenhaften Schemen zu erkennen, die diesen Dunstkreis durchschweben, schwer, zu erraten, was sie ursprünglich waren. Da gibt es eine demütige Anbetung Gottes, die nichts anderes ist als ein verlarvter Machttrieb, eine Abtötung des Leibes, die nur Wollust, ein Mitleid, das nur Grausamkeit ist. Die Triebe verlieren ihre Aktivität und gewinnen ein tugendhaftes Ansehen, aber sie verlieren nichts von ihrer Intensität und glühen in der Verhaltenheit. Der heidnische Mensch war unbesonnen, immer zur Tat geneigt und vom Rausch des Sich—Verschwendens, des Sich—Ausströmens hingerissen. Der Grieche war trunken auch ohne Wein. Der christliche Mensch ist nüchtern wider Willen, immer von Bedenken, von seinem Gewissen gehemmt und neigt zu ekstatischen Zuständen, die ihn sich selbst vergessen lassen. Er liebt daher die Narkotika und den künstlichen Rausch. Die Kunst selbst, dem Heiden ein Ausfluß und heiterer Rahmen der Lebenstrunkenheit, ist dem Christen nur ein Narkotikum. Der Christ erhebt die Kunst scheinbar zum heiligen Ernst und Selbstzweck, aber sie ist ihm nur ein Mittel der Betäubung, eine Flucht vor dem bösen Gewissen. Genuß und Berausung sind dem Christen Synonyma.

Es ist nötig, sich dies vor Augen zu halten, um das Problem der Pornographie zu verstehen. Denn auch die Pornographie ist in ihren häufigsten Formen ein Narkotikum, und zwar ein spezifisch christliches Narkotikum. Während die naive Geschlechtslust sich am natürlichen Rausch des Lebenswillens entzündet und in der Geschlechtshandlung erlöst, soll die Pornographie jenen gewaltsamen Rauschzustand erzeugen, der ein Selbstzweck ist, der die Stimme des Gewissens verstummen läßt, Furcht und Kleinmut erstickt, die verhaßte Wirklichkeit wegtaucht und die Phantasie beschwingt. Das Kriterium der Pornographie liegt nur in ihrer Wirkung, nicht im Gegenstand ihrer Darstellung. Was man als antike Pornographie, Pornoplastik usw. bezeichnet — die Sammlung des Neapler Museums z. B. ist in der Zeit seiner Entstehung nicht eigentlich pornographisch in diesem Sinne gewesen, ebensowenig wie gewisse bekannte Bild— und Literaturwerke der Renaissance. Derlei war nicht gemacht, um eine selbständige Lust zu erregen, sondern um zum Genuß der Wirklichkeit anzuregen, um die Geschlechtslust in naiver Dankbarkeit zu verherrlichen und diese Lust allenfalls zu erhöhen. Es war Spiegel und Rahmen der Wirklichkeit. Wechselt aber die Wirklichkeit, dann wird auch die Darstellung entschwundener Wirklichkeiten mit anderen Augen betrachtet, und so ist es möglich, daß heute, wo die Praxis der christlichen Sittlichkeit die Geschlechtslust und ihren Anblick aus der Öffentlichkeit verbannt und zu einer Sache vielfacher Verbote und seltener Sensation gemacht hat, auch die naive Erotik der Antike und Renaissance als Pornographie wirkt. Die Voraussetzung der pornographischen Wirkung ist ein gewisser Kontrast zwischen der Darstellung und der Realität des Lebens. Was das reale Leben versagt und verwehrt, wirkt dann im Bilde als lustvolle Sensation. Und je »sittlicher« die Öffentlichkeit des Lebens ist, je verpöner die Geschlechtslust, desto lebendiger

ist der Hunger nach ihr und nach ihren Surrogaten. Das einfachste und zugleich vollkommenste Surrogat der Wirklichkeit ist aber die Phantasie, und deshalb war und ist zu allen Zeiten die geistige Onanie (meist in Verbindung mit der körperlichen) die unausbleibliche Folge der Enthaltensamkeit. Wo die Enthaltensamkeit zur idealen Lebenspraxis erhoben wird, sind die Formen dieser Onanie am zahlreichsten und raffiniertesten. Der asketische Heilige onaniert in Form von Visionen, die er »Versuchungen« nennt, der Moraltheolog im Aufspüren der Sünden gegen die Keuschheit und die Betschwester im Beichten ihrer sündigen Gedanken. Die allgemeinste Anregung zur geistigen Onanie geben jedoch die bildlichen und literarischen Darstellungen aus der Geschlechtssphäre. Und hier ist es sehr lehrreich, zu sehen, wie genügsam die Phantasie in Bezug auf solche Anregungen ist, wie wenig es zu ihrer Beschwingung bedarf, wenn die Seele dürstet, weil der Leib hungert. Kindern, Halberwachsenen und Frauen zumal wird fast alles, worin überhaupt auf Geschlechtliches hingewiesen wird zur Pornographie. Das Alte Testament z. B. ist sicherlich dasjenige Buch, welches am häufigsten als unfreiwilliges Pornographikum gelesen wird. Und die Kunstwerke und großen Literaturdenkmäler aus alter und neuer Zeit sind, soweit sie Geschlechtliches zum Gegenstande haben, von diesem Schicksal ebensowenig befreit. Es gehört die ganze Blindheit unseres heutigen Padagogentums dazu, zu glauben, daß Kinder bei der modernen Lebensführung, die sie alles Nackte als unschicklich empfinden läßt, und bei dem System des katechetischen Moralunterrichts an einem Kunstwerke das Gegenständliche zu Gunsten des Künstlerisch—Ästhetischen übersehen können. Selbst die meisten Erwachsenen sind dies nicht imstande und eine Darstellung des Nackten und erotischer Beziehungen wird von ihnen pornographisch aufgefaßt. Um ein Kunstwerk mit künstlerischen Augen zu sehen, dazu gehört beinahe ebensoviel Schulung, wie um ein Kunstwerk zu schaffen. Das Pornographische liegt nicht im Werk, das es auslöst, sondern in der Gesinnung dessen, der es überall sucht. Um es in einer Formel zu sagen: *Die Pornographie ist ein Korrelat der Sittlichkeit.*

Auch die absichtliche Pornographie hat die äußerliche Heiligung des Sittlichen zur Voraussetzung, um als Kontrast des Sittlichen zu wirken. Wer nicht wenigstens mit den Nerven an die Keuschheit glaubt, für den hat die Unkeuschheit keinen Reiz. Auf einen Menschen, der in der Geschlechtslust etwas Natürliches sieht und im Leben selbst die volle Befriedigung seiner Sexualwünsche findet, kann die gewollte Pornographie keine erotische Wirkung üben. Ihm wird die absichtliche, gehäuften und übertriebene Darstellung geschlechtlicher Beziehungen zwecklos und albern vorkommen. Und würden alle unnötigen Verbote, würde alle Geheimnistuerei und vererbte Scheu vor geschlechtlicher Freiheit verschwinden, so müßte auch die Pornographie (und die gerade in strenggläubigen Kreisen stark verbreitete Zotenreißerei) allmählich verschwinden. Durch ihre polizeiliche Verfolgung wird sie aber nur gestützt. Jedes Verbot kommt der Phantasie zugute. Wenn man die äußerliche Sittlichkeit erhalten will, kann man die innere Unreinlichkeit, geistige Onanie und Pornographie, nicht ausrotten. Es wäre ja auch kein Platz für die ungeheure Summe der Kräfte, die frei und wirksam würden, wenn sie nicht in onanistische Phantasien zerflößen. Der Mensch des Lebens ist ein Mensch der Tat und des Kampfes, er kämpft auch um seine Lust. Er braucht das Ringen um das Weib, die Lust der Eroberung. Seine Kräfte wachsen mit den Hindernissen. Die Befriedigung durch die Phantasie ist mühelos. Die Phantastik schwächt den Willen bis zur völligen Entschlußunfähigkeit und verleitet zur Einsamkeit. Je mehr die Phantastik durch die Wirkung der Sittlichkeit umsich-

greift, desto mehr muß die Männlichkeit abnehmen, desto mehr muß die Figur eines wahren Mannes wie die eines gefährlichen Zerstörers, eines wahren Teufels wirken. Daher sollte es den Tugendhaften recht sein, daß die Phantasie, die das Brot der Guten ist, auch das Brot der Bösen geworden ist. So kommt die Tugend am besten davon. Wenn auch die Bösen nur mehr mit der Phantasie freveln, mögen die Guten ruhig schlafen. Es schadet der Gesundheit der Schafe weniger als der der Wölfe, wenn diese die Schafe nur mehr im Geist auffressen. Die Entrüstung über die Pornographie von seiten der Sittlichen ist nur eine erbärmliche Heuchelei. Die Pornographie aber gar für ein angebliches Überhandnehmen der »Unsittlichkeit« und für die Akquirierung von Geschlechtskrankheiten verantwortlich zu machen, ist bodenlose Dummheit. Der Pornographie könnte es sogar noch am ehesten gelingen, die Geschlechtskrankheiten auszurotten, denn durch geistigen Koitus erwirbt man weder Gonorrhoe noch Lues. Da man aber auf solche Weise das Kind mit dem Bade ausschütten würde, so wäre es vernünftiger, die Sittlichkeit auszurotten. Dann würde die Menschheit samt den Professoren endlich einsehen, daß die Geschlechtskrankheiten keine Strafe Gottes für Unsittlichkeit, sondern einfach ein Unglück, ein niederträchtiger Zufall in der biologischen Entwicklung sind, und daß man sie nicht mit Moralsprüchen und Gebetbüchern, sondern mit durchgreifenden hygienischen Maßregeln bekämpfen muß!

*Karl Hauer.*



## **Der Sklave.**

Der Doktor Hans Ferdinand Werentin kaufte sich einen Sklaven. Er erstand ihn während seines Aufenthaltes in Cheir und bezahlte ihn mit 200 Toman. Er hätte sich auch das Zehnfache für diese Laune leisten können.

Eine eigentümliche Laune war es immerhin. Die Werentins, von der Berghof'schen Linie hatten alle ihren Sparren. Franz Xaver hatte es mit der Kunst, und der Doktor Hans Ferdinand brachte von seiner Orientreise einen eingeborenen Diener mit. Der Händler bot ihm eine junge Dame für 150 Toman an, er nannte sie schlicht »die Abendsonne von Schiras«. Sie war groß und schlank und hatte schöne Augen. Der Doktor fürchtete, in seiner Heimat zuviel Aufsehen mit ihr zu erregen. Auch war er sich über den Verkehrston mit der jungen Dame nicht im Klaren. Aber Assad, »die Blume von Sneira«, war ein schlanker Knabe von fünfzehn Jahren. Sein Gesicht war weiß, seine Glieder zart, die Züge regelmäßig und intelligent. Der Doktor kaufte ihn. Der Doktor hatte den Ruf eines Originals, und er gehörte zu den Leuten, die etwas für ihren Ruf tun.

\*

In der Heimat gab es keine Schwierigkeiten. Die Behörde erfuhr, was sie wissen wollte: die Rückkehr des Doktors und die Anwesenheit des persischen Dieners. Militärpflichtig war der nicht, also interessierte er sie weiter in keinerlei Weise.

Der Doktor war ein aufgeklärter Mann. Er kannte den Katechismus dieser Leute in einwandfreier Weise auswendig. Es steht geschrieben: »Die Un-

terschiede innerhalb der Menschenrasse sind geringfügig. Es sind nur Bildungsunterschiede oder Kapitalsunterschiede.« Da ist ferner ein Absatz Menschenrechte und ein Kapitel Humanität. Das war ihm alles geläufig.

Und doch gab es noch Seltsamkeiten für ihn. Ja, seltsam war er, der Gehorsam des Dieners Assad. Nie fragte er, nie zögerte er. Er war nur Werkzeug, war ohne eigene Persönlichkeit, war eine Verstärkung der Kräfte seines Gebieters und nichts anderes. Der Körper des Doktors war um eine Menschenkraft stärker, sein Gehirn um eine Willenskraft reicher geworden.

Dieser fremdartige Gehorsam eines Menschen, eines Wesens seiner eigenen Art, erregte ihn. Er befahl um des Befehlens willen, ohne einen anderen Zweck zu haben, als diesen Gehorsam auszulösen, den er nicht zu begreifen wagte und immer vor sich sah. Er erdachte Aufträge, deren Reiz für ihn in ihrer Sinnlosigkeit lag und in der Machtprobe, die sie ihm gaben. Er befahl, um nach der Vollführung zu widerrufen und das Gegenteil zu befehlen. Und das erfüllte seine Tage, nahm völlig Besitz von seinem Denken und Wollen. Ein Anknäpfen gab es nicht. Der Katechismus des aufgeklärten Menschen enthielt keine Bannformel gegen diese Versuchung.

Betrat er die Räume, in denen Assad schaltete, so geriet er unweigerlich in den Bann dieses bedingungslosen Gehorsams. Es war ein Rausch, der sich seiner bemächtigte, ein lustvolles Machtgefühl, das ihn gefangen nahm. Es forderte Betätigung, neue Beweise seiner unbeschränkten Herrschaft.

Sein Wille war den Widerstand einer Umgebung von Kulturmenschen gewohnt. In dieser Umgebung war er ein Wille von normaler Kraft und Richtung. Jetzt bewegte er sich in maßlosen Gesten, weil der gewohnte Widerstand fehlte; wie ein Körper, der plötzlich in eine Atmosphäre ohne Schwerkraft geraten ist. Er suchte die Grenzen seiner Kraft, die notwendige Hemmung und er exzedierte im Suchen.

Endlich schlug er zu. Es geschah fast instinktiv, gehetzt, den Widerstand eines Körpers ersehnd, wo alle Gesetze seelischer Notwendigkeiten ihm versagten. Für seinen Gehorsam züchtigte er den Knaben. Der schlanke Körper wand sich in Schmerz unter seinen Schlägen, unter Klagen und Bitten. Aber jede Bewegung erpreßte die Qual, keine Zuckung bedeutete ein Auflehnen des Gepeinigten.

Und der gebildete und selbstbewußte Mensch seines Jahrzehntes, der er war, der Doktor Hans Ferdinand Werentin, erbebte vor dem gemarterten Knaben und vor der eigenen, unheimlichen Macht. Zitternd, nach Atem ringend beugte er sich über ihn, fühlte die Zeichen seiner Schläge und suchte nach dem unerbittlichen Gehorsam in den schönen Augen des andern. Er fand ihn wieder.

An jenem Abend wußte der Doktor Werentin, daß er einen Sklaven besaß.

\*

Die Frau Rechnungsrat Werentin (Talhof'sche Linie) sagte zur Baurätin Berentin, ihrer erbittersten Feindin, ihrem ständigen Verkehr:

»Mein Neffe ist das Ideal eines ernsten, zielbewußten jungen Mannes. Seine Sitten trifft keiner von den Vorwürfen, die man gegen unsere Jugend erhebt. Keine Liaisons, keine Beziehungen zur Halbwelt; bei seinem Einkommen ist das doppelt aner kennenswert. Er versteht noch hauszuhalten. Sein Diener ersetzt ihm Wirtschaftlerin und Stubenmädchen. Da zeigt sich der Mann von Grundsätzen und Erziehung. Gute Vorbilder, die hatte er in seiner Familie; das ist die Hauptsache. Seine Lebensführung entspricht allen sittlichen Forderungen, die unsere Gesellschaft stellen kann.«

Die Frau Baurat hatte einen Sohn, auf den das gespendete Lob gar nicht paßte. Sie nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen.

Sie fragte viel, sie fragte jedermann. Sie verfolgte jede weibliche Spur in der Nähe der doktorlichen Lebensführung. Sie tat das Mögliche. — Aber der Doktor entsprach wirklich allen sittlichen Forderungen, die von der guten Gesellschaft gestellt wurden.

Sie ist an einem Leberleiden gestorben. Ihre letzten Worte richtete sie an ihren Sohn und die enthielten einen Hinweis auf das ideale Vorbild.

\*

Seit Wochen lag der Doktor zu Bette. Er war kraftlos und abgezehrt. In dem stummen Kampfe mit dem Diener war er der Schwächere geblieben.

Nur Herrenrechte hatte er erkaufen können, aber es fehlte die alte Herrenkraft, sie zu brauchen. Er litt an seinem Herrentum, während dem anderen die Sklaverei Lebensluft war. Die Wundmale seines Körpers heilten schnell und die Demütigungen ließen keine Narbe in seiner Seele zurück.

Nach jeder dieser wahnwitzigen Schauübungen der Herrenmacht hielt sich der Doktor nur mit Mühe aufrecht. Er war erschöpft, wie nach einem Paroxismus der Leidenschaft und brauchte Tage, um sich zu erholen. Der andere war nach Stunden wieder wie stets; sein Blick wurde nicht trübe, sein Körper fiel nicht ab. Gleich blieb sich sein Eifer und sein erbarmungsloser Gehorsam gegen den kranken Gebieter. Entsprang er vielleicht dem Glauben an die absolute Macht seines Herrn, der Furcht, der könnte ihn nach Belieben von seinem Bette aus niederschließen? Wäre es nicht in der Heimat gewesen und unter ihren Gesetzen, der Doktor hätte es getan. Aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus hätte er es wohl tun müssen, aus dem Gefühle, daß ihm Körper und Geist zugrunde gingen an diesem Feind.

Er haßte den Sklaven jetzt nur mehr mit dem dumpfen Haß des Besiegten. Je kraftloser er wurde, desto maßloser peinigte ihn die verzehrende Lust, seine Macht zu üben, desto aufreibender wurden die Orgien, die er diese Macht feiern ließ, desto teurer mußte er sie bezahlen.

Der Doktor konnte das Bett nicht mehr verlassen. Überanstrengung hatte der Arzt gefunden, körperlichen und geistigen Verfall. Das Leiden jener, die an der Maßlosigkeit und Unbeherrschtheit ihrer Leidenschaften sterben. Die Rechnungsrätin hat das nie begriffen.

Die Augen des Kranken ruhten in Haß auf der elastischen Gestalt des Sklaven. Der wich nicht von seiner Seite, stets bereit, aus Blicken und Lippenbewegungen die Wünsche des Gebieters zu erraten.

Der Doktor starb an seinem Sklaven.

*Otto Soyka.*

\* \* \*

## **Zwei Zuschriften.**

Antwort an Herrn Karl Borromaeus Heinrich.

Sie laden mich unter anderm ein, die Briefe Nietzsches an mich zu veröffentlichen, indem Sie Zweifel an deren Existenz äußern.

Ja, bin ich denn überhaupt zur Veröffentlichung berechtigt? Wenn ich nicht falsch benachrichtigt bin, so ist durch mehrere Gerichtsurteile für Deutschland der Satz festgestellt worden: Das Recht der Veröffentlichung von Briefen kommt nicht dem Empfänger, sondern dem Absender und seinen Erben zu. Folglich stünde es im

freien Belieben des streitlustigen Nietzsche—Archivs mir einen Prozeß anzuhängen. Ich verspüre aber weder ein Bedürfnis nach Prozessen, noch die Neigung, mir von den Hütern des Nietzsche—Archivs eine gnädige Erlaubnis zu erwirken.

Hingegen erkläre ich mich gewillt, jedem anständigen Menschen, der sich mir gebührend vorstellt, die Briefe zum Lesen vorzuzeigen.

Hochachtungsvoll

*Carl Spitteler.*

\*

Sehr geehrter Herr Spitteler,  
Herr Karl Kraus hatte die Freundlichkeit, mir Ihre Antwort zu übersenden.

Es ist Ihnen durchaus nicht zu verdenken, daß Sie mit dem Nietzsche—Archiv keinen Prozeß wollen.

Aber: da sich Ihre Beziehungen zu Nietzsche auf einige Briefe und Karten beschränkten, und Sie entschlossen waren, diese Korrespondenz im Wortlaut nicht zu veröffentlichen — wäre es *vornehmer* gewesen, überhaupt zu schweigen.

Sie haben ohnehin in dieser Sache vor Nietzsche viel voraus: nämlich, daß Sie noch leben. Der Tote kann sich nicht wehren. Er kann die Sache nicht von seinem Standpunkt aus darstellen.

Darum tun in einem solchen Fall *Dokumente* not, und nur Dokumente.

Und wenn Sie etwas gegen Frau Förster—Nietzsche auf dem Herzen hatten, so konnten Sie dies Ihre Leser auf andere Weise wissen lassen als in einseitigem Kampf gegen das Andenken eines Verstorbenen, der Ihnen bei seinen Lebzeiten Gutes erwiesen hat.

Hochachtungsvoll

*Karl Borromaeus Heinrich.*

\* \* \*

Vom russischen Roman sagt Alfred v. Berger: »Dieser tierische oder barbarische Realismus steht vor dem Menschenleben wie ein Orang—Utan vor einem Gemälde. Er sieht auf das schärfste und mit minutiöser Genauigkeit die Farbenkleckse, aus denen das Gemälde besteht, aber er ist unfähig zu erfassen, was diese Farbenkleckse in ihrer Totalität bedeuten. Wenn Tolstoi über Shakespeare oder Goethe spricht, muß ich, unbeschadet aller Ehrfurcht vor dem großen Dichter, an diesen Orang denken. Nach dieser Methode schildert er auch alle Kulturvorgänge« ... Die Worte Bergers sind zufällig nicht in der 'Neuen Freien Presse' gestanden. Sie sind einem Artikel »Glossen zu russischen Romanen« entnommen, der auch eine außerordentlich gelungene Satire des Tolstoi'schen Tonfalls bringt. Ich will sie hierher setzen, denn sie ist in der 'Österreichischen Rundschau' (!5. November !907) erschienen, also bisher unveröffentlicht:

... Jakow Petrowitsch wurde von seinem Freunde in ein großes Gebäude geführt, in dessen erstem Stockwerk sich eine Reihe prächtig geschmückter und glänzend erleuchteter Säle befand. In diesen Sälen stand eine große Anzahl von Tischen, die mit weißen Tüchern bedeckt waren, und rings um die Tische waren Stühle aufgestellt. Auf diesen Stühlen saßen viele Herren und Damen,

festlich gekleidet, als ob sie hierher gekommen wären, um irgendeinem großen und geheimnisvollen feierlichen Vorgang beizuwohnen. Doch alsbald bemerkte Jakob Petrowitsch mit Verwunderung, daß nicht alle Herren saßen, sondern daß einige, die ebenfalls schwarze Fracks und weiße Halsbinden trugen, zwischen den an den Tischen sitzenden Leuten und einer Türe, die in einen Nebenraum führte, eilig hin und her gingen, wobei sie in Gesichtsausdruck und Benehmen das Gefühl großer Wichtigkeit ihres Tuns zur Schau trugen. Ihr Tun bestand aber darin, daß sie den Worten, welche eine der an den Tischen sitzenden Personen aus einem weißen viereckigen Blatt ablas, mit großer Aufmerksamkeit zuhörten und sich hierauf durch die erwähnte Türe fortbegaben. In der Zwischenzeit, bis sie zurückkamen, war auf den Gesichtern der um den Tisch sitzenden Personen ein Ausdruck ängstlicher Spannung wahrzunehmen. Die zurückkehrenden Herren aber brachten auf länglichen metallenen Platten dampfende Gegenstände, stellten diese auf die Tische, worauf die um den Tisch sitzenden Personen die dampfenden Gegenstände zerschnitten, die einzelnen Teile auf runde Platten legten, die sie vor sich stehen hatten, sie in noch kleinere Stücke zerschnitten und diese in den Mund steckten, wobei sie die Kinnbacken rhythmisch bewegten. Dies schien nicht leichthin, sondern unter Einhaltung bestimmter Regeln zu geschehen. Als Jakob Petrowitsch einen der in Frack gekleideten, zwischen den Tischen und dem Nebenraum hin und her gehenden Herren um den Zweck seiner anstrengenden Tätigkeit frug, erfuhr er, daß er dies tue, um ebenso, wie die an den Tischen sitzenden Personen, dampfende Gegenstände, in kleine Stücke zerschnitten, in den Mund stecken zu können. Auch erfuhr er, daß die zu den Tischen gebrachten Gegenstände Tiere oder Teile von Tieren seien, welche nur zu dem Zweck mit vieler Mühe und großen Kosten aufgezogen und ernährt werden, um in getötetem Zustand den um den Tisch sitzenden Personen gebracht und von ihnen zerstückelt in den Mund gesteckt zu werden. Die Menschen aber, welche sich mit dem Aufziehen und Töten der Tiere beschäftigen, tun dies auch nur, um selbst getötete und zerstückelte Tiere in den Mund stecken zu können. In dem Nebenraum aber, in welchem große Hitze herrschte und ein starker, unangenehmer Geruch die Luft erfüllte, befanden sich viele weißgekleidete Personen, welche viele Stunden des Tages und der Nacht damit zubrachten, mit den getöteten Tieren allerlei, wie es schien, höchst schwierig zu erlernende Prozeduren vorzunehmen, und zwar auch, wie Jakob Petrowitsch zu seiner Verblüffung vernahm, nur zu dem Zweck, um ihrerseits zerstückelte tote Tiere, nachdem diese in ähnlicher, wenn auch minder schwieriger Weise zugerichtet worden waren, in den Mund stecken zu können ...

\* \* \*

»Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nicht—Künstler Form nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet. Damit gehört man freilich in eine verkehrte Welt.«  
Nietzsche.

\* \* \*

»Im ganzen ist es recht, wenn alles Große von vielem Sinn für einen seltenen Sinn — nur kurz und dunkel ausgesprochen wird, damit der kahle Geist es lieber für Unsinn erkläre als in seinen Leersinn übersetze. Denn die gemeinen Geister haben die häßliche Geschicklichkeit, im tiefsten und reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigene alltägliche Meinung.« Jean Paul.

\* \* \*

## **Sittlichkeit und Kriminalität.**

Ich verweise auf das Vorwort, mit dem ich im letzten Heft die Aktion der Notwehr eingeleitet habe, und lasse den Abdruck der Besprechung folgen, die ein mir unbekannter Kritiker in den 'Blättern für Bibliophilen' (Berlin, Mai 1908) veröffentlicht hat. Diesmal also Selbstlob ohne Kameraderie.

Der geistreiche Herausgeber der 'Fackel' reproduziert hier die schärfsten und unterhaltsamsten Stücke seiner Essaykunst. Man glaube nicht, daß es sich »nur« um eine brillante Glossierung von Lokaltratsch oder Sensationsprozessen handle. Hinter diesem atemlosen Stil, diesen wirbelnden Paradoxen erbaut sich etwas, das der Waschzettel ausnahmsweise mit rechtem Namen zu nennen weiß: eine Weltanschauung, d. h. die gesamte Wesenheit einer Person, die in der Tat mehr Farbnuancen zu sehen weiß, als das bloße Lokalkolorit. Man wird finden, vielleicht wo man's am wenigsten vermutet, daß sich plötzlich eine Weite auftut, die sich da hinaus erstreckt, wo wir alle nichts als Menschen sind. Das erzeugt ein Gefühl, das ich nicht definieren kann; eine gewisse Sicherheit, ein Erfülltsein bei dem ewigen Tasten nach Wahlverwandtschaft, Diese Befriedigung ist die höchste, die uns ein Buch gewähren kann.

\* \* \*

Ein verkrachter Offizier ist der Zuhälter seiner Tochter geworden. Das heißt: er legt ihr kein Hindernis in den Weg, wenn sie den Beruf ergreift und ausübt, zu dem sie eine innere Bestimmung fühlt, und da sie ihn liebt, wie nur ein Kind den Vater lieben kann, so schafft sie dem Erwerbsunfähigen ein sorgenfreies Alter. Das Seelenheil beider dürfte dadurch erheblich gefährdet sein, aber das ist wohl eine Angelegenheit, die nur die beiden allein angeht. Auch die Familienkuppelei, die das Gesetz schwerer straft, ist eine Angelegenheit des Privat— und Familienlebens. Vater und Tochter haben sich unter den fürchterlichen Seelenqualen, die die Prostitution und deren Duldung bereitet, andauernd wohl gefühlt, und alles wäre in schönster Ordnung gewesen, wenn nicht eines Tages, etwa nach sechs Jahren, die Polizei auf das »Treiben« aufmerksam geworden wäre. Die Folge war die Verhaftung des Vaters und der Selbstmord der Tochter, die an dem Vater zärtlich hing. Die Polizei hat also wie's im Bericht heißt, »diesem Großstadtskandal ein Ende gemacht« ... Der Alte, der sich die Erlaubnis zu den Sexualhandlungen seiner Tochter abkaufen läßt, muß einem nicht leid tun; aber seine Lebenshaltung hat kein öffentliches Interesse geschädigt. Um das hübsche Mädchen ist scha-

de. Solche Existenz ist wertvoller als die eines Polizeikommissars, und wenn er wirklich so wichtig wäre, wie er sich macht. Weil aber im Totentanz der Sittlichkeit immer die Dummheit den Kotillon arrangiert, veröffentlicht die 'Neue Freie Presse' einen spaltenlangen Artikel über die Vorfahren des verhafteten Zuhälters mit interessanten Details über die Entwicklung der böhmischen Baumwollindustrie, und versichert zum Schluß, das Mädchen sei hochanständig gewesen. Auf die Anfrage eines Mitarbeiters habe nämlich die Mutter bestätigt, daß ihrer Tochter Einladungen auf Einladungen zugekommen seien, »von denen sie viele nicht annahm«. Ihre Tochter habe »streng darauf gesehen, daß niemand in ihren Schreibtisch Einblick nahm. Besuche habe sie wenige empfangen«. Sie könne nicht glauben, daß ihre Tochter schlecht sei. Denn sie »sei stets mit ihrem Vater ausgegangen« ... Einer unserer Mitarbeiter hatte also Gelegenheit, mit der Mutter zu sprechen. Aber die Gelegenheiten, die der Vater gemacht hat, waren erfreulicher.

\* \* \*

»Kein Raum der Welt wird von lüsterner Indiskretion beharrlicher umlauert, als der Bühnenraum, und keines Menschen Leben ist dem Sensationsbedürfnis so grausam preisgegeben, wie das Privatleben des Schauspielers. Und wenn Er nun gar eine Sie ist und obendrein ein gefeierter Stern, dann ist kein Schlüsseloch klein genug. Die Literatur, die Ihre Stoffe aus solchen nicht immer ganz reinen Quellen schöpfte hat sich, wie es scheint, überlebt.«

Das war im 'Neuen Wiener Journal', in einer Burgtheaterkritik, zu lesen.

\* \* \*

Herr Roda Roda, die unvermeidliche Begleiterscheinung der deutschen Literatur, hat mir in der 'Muskete', einem Witzblatt, das so recht zum österreichischen Jammer gehört, die folgenden Verse gewidmet:

*Der Kritiker Wiens.*

Was ist der Offensive  
Doch für ein seltsamer Gauch!  
Er sammelt Selbstmordmotive  
Und macht davon keinen Gebrauch!

Ein Leser macht mir nun den Vorschlag, so zu antworten:

*Der literarische August.*

Wie witzig der Clown aller Laffen  
Sich in der 'Muskete' ergießt!  
Als ob sich ein *Sammler von Waffen*  
Deshalb mit den Waffen *erschießt!*

Und er läßt noch eine Ladung folgen:

Doch wenn auch! Gesetzt, daß Ich's täte —  
So viel steht jedenfalls fest:

Dann gab mir eine Muskete  
Von Roda Roda den Rest.

O. A.

\* \* \*

» ... Im übrigen jedoch müssen wir uns diesem Ödipus gegenüber ablehnend verhalten. Vielleicht haben wir morgen, wenn Herr M. im 'Ruy Blas' spielt, Gelegenheit, unser Urteil zu modifizieren.«

»Herrn M. liegt das Romantische offenbar besser als das Griechische und Viktor Hugo näher als Sophokles. Seine Manier ist dieselbe, aber im Rahmen dieser manierten Dichtung stört sie weniger. Hier sieht seine Unnatur oft wie Stil aus ... «

»Immerhin überraschte Herr M. heute, zumal in den stilleren Partien seiner Rolle, so am Beginn des berühmten Monologs und in der Szene mit den Schauspielern durch einen noblen Verzicht auf die ihm geläufigen Mittel der Deklamation ... «

»Seine Mimik ist nicht eben reich, aber er weiß damit zu wirtschaften ... «

Der Debütant heißt *Mounet—Sully*, der erfahrene Kritiker *Auernheimer*.

\* \* \*

Bülow und Münz hatten eine Entrevue in Venedig. »'Durchlaucht', sage ich, 'fast hätte ich vergessen, Ihnen zu danken für das schöne Ostergeschenk, mit dem Sie mich von Berlin aus bedacht haben — den zweiten Band Ihrer Reden.'« Es ist unbekannt, wer bei diesem Gespräch den Dolmetsch gemacht hat. Der Fürst sprach deutsch, Herr Münz nicht italienisch, also war die Verständigung schwer.

\* \* \*

## Übersetzung aus Harden <sup>1</sup>.

Als der Maimond sich rundete	Im Mai
Unterm Wonnemond ein borussisches Sodom bezetern	Im Mai ein preußisches Sodom ausrufen
Der Lärm, der in den Brachmond hinüberhallte	Der Lärm, der bis in den Juni reichte
Schimpf aus hundert Schreibstuben	Angriffe von hundert Blättern
Trügerkunst	Betrügerkunst
Skandalosa	Skandalgeschichten

<sup>1</sup> Siehe Nr. 251 — 252.

[KK]

Seine Auffassung nicht hehlen	Seine Auffassung nicht verhehlen
Die Moabiterbedrängnis	Die Gerichtssaalbedrängnis
Die angekündete Klage	Die angekündigte Klage
Der Liebenberger	Fürst Eulenburg
Nur auf diese Zeugen durften wir uns am Mariahilfplatz stützen	Nur auf diese Zeugen durften wir uns vor dem Münchener Gericht stützen
Onans Schatten schleicht durch Schulen und Internate	In Schulen und Internaten wird Onanie getrieben
Schnellschreiber	Reporter
Der oft gebüttelte Milchmann Riedel	Der Milchhändler Riedel, der oft mit der Polizei zu tun hatte
Schritt vor Schritt	Schritt für Schritt
Die Kränkelnden	Die Päderasten
Der Skalde, Fasanenjäger und Krückensimulant wird mit seinem Girren dem Reich nicht mehr schaden	Fürst Eulenburg mag dichten, auf die Fasanenjagd gehen und Krankheit simulieren, er wird mit seinem süßlichen Wesen an öffentlicher Stelle keinen Schaden mehr stiften
Vier Häupter sanken bleichend vom Rumpf. Nur ein hehrer Held bleibt dem berliner Preßstroß. Er mag ihn wahren	Vier Personen sind unmöglich gemacht. Noch einer, den die Berliner Presse für einen Helden ansieht, ist übrig. Sie möge auf ihn achtgeben

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
 Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**